

Archäologie der Gegenreformation

Spuren der nachtridentinischen Erneuerung der katholischen Kirche in archäologischen Befunden und Funden aus Oberbayern

Tilman Mittelstraß

Die Reformation gilt zu Recht als grundstürzende Neuerung, als Epochen-
zäsur zwischen Mittelalter und Neuzeit. Archäologische Spuren dieses
einschneidenden Ereignisses sind daher geradezu zu erwarten. Erheblich
diffuser und verschwommener sind dagegen die Vorstellungen vom Stel-
lenwert und den Folgen der Gegenreformation, obwohl sie – wie spätes-
tens das Patt im Dreißigjährigen Krieg zeigte – eine durchaus gleichwertige
Erfolgsgeschichte aufzuweisen hat. Unter anderem liegt das wohl daran,
dass sie von den zeitgenössischen Propagandisten, je nach Standpunkt,
als Wiederherstellung des alten, wahren Glaubens oder auch als Verharren
in der alten papistischen Finsternis dargestellt worden ist.

Tatsächlich hat das Konzil von Trient – 1545–1563 in drei Sitzungs-
perioden durchgeführt – aus theologischer Sicht nichts wesentlich Neues
erbracht. Die Abschlussdokumente des Konzils zu den seit Luther strittigen
theologischen Fragen ergehen sich in einer dezidierten Ablehnung der
protestantischen und einer Verdeutlichung der katholischen Positionen.
Dennoch hat sich daraufhin innerhalb weniger Jahrzehnte, also bis zum
Vorabend des 1618 beginnenden Dreißigjährigen Kriegs, eine katholi-
sche Kirche entwickelt, die sich von ihrer mittelalterlichen Vorgängerin
beinahe genauso weit entfernt hatte wie ihr protestantischer Gegenpart.
Zu verdanken ist dies einer Fülle von Neuerungen und Veränderungen im
Detail, die von einer Allianz aus geistlichen und weltlichen Autoritäten
zur Stärkung und Profilierung der katholischen Konfession in ihrem Ein-
flussbereich gezielt eingeführt wurden und alle Bereiche des religiösen
und kirchlichen Lebens betrafen. Nicht wenige davon sind archäologisch
fassbar, manchmal besser und genauer als in der schriftlichen Überlie-
ferung, einige von ihnen sogar allein mit Hilfe der Archäologie. In den
zeitgenössischen Schriftquellen werden nämlich, wie bereits angedeutet,
Neuerungen als solche meist nicht benannt, ebenso wenig die dahinter
stehenden Intentionen und die eigentlichen Akteure. In manchen Fällen
geraten letztere in den zugehörigen Erzählungen zu Nebenfiguren oder
verschwinden ganz zwischen der wunderwirkenden Jungfrau Maria und
einem freudig reagierenden frommen ‚Volk‘.

Als typisch dafür kann die zeitgenössisch überlieferte Entstehungs-
geschichte des Wallfahrtsklosters Maria Stern in Taxa gelten (Abb. 1): 1618
soll dort ein Huhn auf einen fabrikfrischen Backstein ein Ei gelegt haben,
auf dessen Schale ein Stern mit einbeschriebenem Marienbildnis zu sehen
gewesen sei. Der Besitzer des Gutes, ein gewisser Graf Hundt, sei dadurch
an sein Gelübde in einem Sturm auf hoher See erinnert worden, der hl.
Jungfrau im Falle seiner Errettung eine Kapelle zu errichten. Als bald sei
diese Kapelle – ein raffiniertes Bauwerk auf sternförmigem Grundriss
– Ziel einer derart aufblühenden Wallfahrt geworden, dass zu deren Be-
treuung 1654/60 ein Kloster notwendig geworden sei. Dass Graf Hundt
zu den engsten Beratern des bayerischen Herzogs Maximilian I. gehörte,
dass dessen frommer Vater Wilhelm V. höchstpersönlich das Gnadenbild
(Abb. 2) stiftete, und dass später auf Betreiben der Herzogin Maria Anna,
einer Habsburgerin, die unbeschuhten Augustiner zur Klostergründung
aus Österreich geholt wurden, all diese Fakten gehören nicht zur Ur-
sprungslegende, sondern finden sich beiläufig verstreut in verschiedenen
Quellen eher verwaltungstechnischer Art. Erst in der Zusammenschau
wird deutlich, dass die Wallfahrt in Taxa offenbar von Beginn an mit der
Religionspolitik des bayerischen Herzogtums aufs engste verknüpft war.
1803 fiel das Kloster einem abrupten Politik- und Zeitenwechsel zum



Abb. 1: Kloster Taxa. Stich von Michael Wening 1672.

Abb. 2: Braunglasierte Ofenkachel mit Darstellung der Maria Stern. Älterer Bodenfund vom Gelände des Klosters Taxa.





Abb. 3: Taxa, ehemaliges Wallfahrtskloster Maria Stern. Grabungsbefund von 1998.

Opfer: Unmittelbar nach seiner Aufhebung (und damit vor Entstehung des ersten Katasterplans 1808) wurde es vollständig abgebrochen und konnte erst 1998 mit Hilfe der Archäologie wieder im Gelände lokalisiert werden (Abb. 2 und 3).¹

Die im Folgenden vorgestellten Beispiele für weitere archäologisch nachgewiesene Spuren der Gegenreformation stammen aus den Themenbereichen Priesterbestattung, Rosenkranz und Kirchengenausstattung. Es handelt es sich um eine zufällige Auswahl von Befunden und Funden, die sich bei verschiedenen Kirchengrabungen im Norden des oberbayerischen Landkreises Dachau ergeben hat (etwa 30 km nordwestlich von München und ungefähr ebenso weit östlich von Augsburg gelegen). Die behandelten Kirchen unterstanden im 17./18. Jahrhundert der Herrschaft der Münchner Herzöge, in geistlicher Hinsicht dem Bistum Freising und gehörten zum unmittelbaren Einflussbereich zweier Klöster, nämlich des Augustinerchorherrenstifts Indersdorf und des benachbarten Birgittenklosters Altomünster.

Abb. 4: Markt Indersdorf, Filialkirche St. Bartholomäus. Periode IV (1. Hälfte 18. Jahrhundert), mit Gräbern des späten 17. und 18. Jahrhunderts.

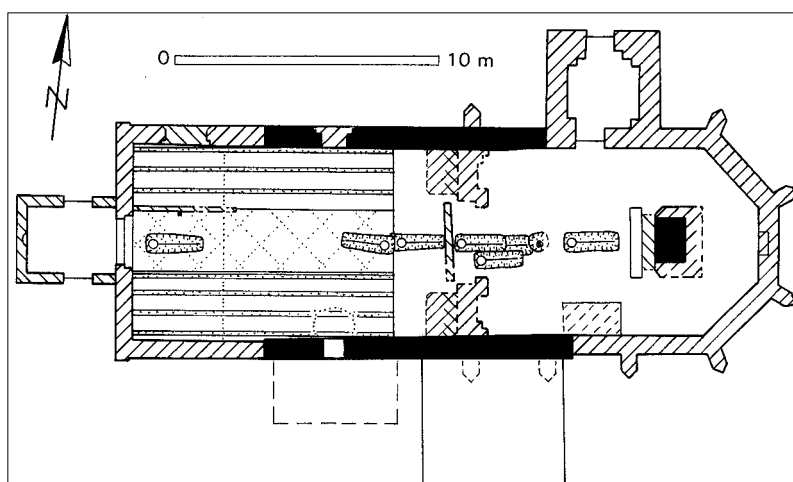


Abb. 5: Markt Indersdorf, Filialkirche St. Bartholomäus. Barockes Priestergrab (links) und Frauengrab, von Süden.



Priesterbestattungen²

In der Filialkirche St. Bartholomäus in Markt Indersdorf, etwa zwei Kilometer entfernt vom ehemaligen Augustinerchorherrenstift Indersdorf im zugehörigen Hofmarksort gelegen, fanden sich bei archäologischen Grabungen 1995 entlang der Mittelachse eine Reihe barocker Bestattungen (Abb. 4). Die Toten lagen überwiegend in der für Christen traditionell üblichen Ausrichtung mit dem Kopf im Westen bzw. mit dem Blick nach Osten. Eine aufgrund der Schuhe als männlich ausgewiesene Bestattung jedoch lag genau anders herum im Grab (Abb. 5), ohne dass sich einer der an der Grabung Beteiligten oder der zahlreichen meist gut katholischen Besucher einen Reim darauf machen konnte.

Noch im gleichen Jahr führte eine Grabung in der Pfarr- und Klosterkirche St. Alto in Altomünster näher heran an des Rätsels Lösung. Im dortigen Volkschor kamen drei aus Backsteinen gemauerte Gräfte ohne Abdeckung zutage (Abb. 6; zur Lage Abb. 11). In den beiden äußeren lagen zwei Birgittinnen in ihrer Ordenstracht; den an der jeweiligen Chorwand darüber angebrachten Epitaphien zufolge handelte es sich bei ihnen um die beiden letzten vor der Klostersaufhebung 1803 verstorbenen Äbtissinnen Viktoria Huber († 1790) im Süden und Josepha Magg († 1791) im Norden. In der dritten Gruft, die nachträglich an die nördliche angebaut

¹ Mittelstraß 2000.

² Mittelstraß 1997b; ders. 2003; ders. 2006.

worden war, lag ein an seiner Tracht, vor allem an dem über die gefalteten Hände gelegten Manipel als Priester ausgewiesener Mann, bei dem es sich den geschilderten Umständen nach nur um den letzten, vor der Klosteraufhebung verstorbenen Prior Simon Böck († 1796) gehandelt haben kann, dem maßgeblichen Initiator des prachtvollen spätbarocken Neubaus der Klosterkirche.

Die weiteren Nachforschungen führten zu dem unter dem Vorsitz von Papst Paul V. erarbeiteten, 1614 erstmals in Rom veröffentlichten *Rituale Romanum*, einer Ritualiensammlung mit Vorschriften zu Taufe, Eheschließung, Letzter Ölung, Begräbnis und Exorzismus. Darin findet sich – im Anschluss übrigens an Anweisungen zur Aufbahrung/Bestattung verstorbener Kleriker in ihrer jeweiligen Amts- bzw. Ordenstracht – erstmals publiziert die Vorschrift für eine abweichende Ausrichtung von Priestern bei ihrer Aufbahrung und Bestattung (*Presbyteri vero habent caput versus altare*). Eigens wird hervorgehoben, dass es dabei nicht um die Himmelsrichtung, sondern um den Altarbezug geht. Wenn also die Aufbahrung (und Bestattung) beispielsweise in einer Seitenkapelle stattfinden soll, in der der Altar am Nordende steht, sind gewöhnliche Verstorbene mit dem Kopf nach Süden, Priester mit dem Kopf nach Norden zu orientieren. Bei einer Klerikerbestattung auf dem Friedhof entfällt der Altarbezug; in diesem Fall greift die für alle Gläubigen gültige Regel der geosteten Bestattung.

Das *Rituale Romanum* von 1614 fußt auf einer unpublizierten, zwischen 1575 und etwa 1590 verfassten Vorarbeit von Kardinal Giulio Antonio Santorio, Leiters der römischen Inquisition, in der sich ebenfalls ein solcher Passus findet, allerdings noch als reine Aufbahrungsvorschrift. Von Interesse für das Alter der Vorschrift ist eine 1757 in Rom erschienene, quellenkritisch kommentierte Ausgabe des *Rituale Romanum* von Giulio Catalani, in der dieser Geistliche die Vorbilder für jede Einzelvorschrift zusammenstellte. Meist kann er entsprechende Passagen verschiedener mittelalterlicher Diözesanritualien aus dem Deutschen Reich oder Italien anführen, muss zum Teil aber auch Beispiele aus Heiligenlegenden oder Chroniken bemühen. Für die abweichende Orientierung der Priesterbestattung jedoch konnte er zu seinem eigenen Erstaunen keinerlei ältere Vorlage finden und für die Zeit vor 1614 lediglich auf Einzelfälle entsprechend aufgebahrter weltlicher(!) Patrizier im Rom des späteren 16. Jahrhunderts verweisen. Offenkundig haben wir also eine echte Neuerung des Kardinals Santorio vor uns.

Ein Grund für die abweichende Orientierung der Priester ist weder im *Rituale Romanum* von 1614 noch in seiner Vorarbeit angegeben und in der erwähnten kommentierten Ausgabe von 1757 nur knapp mit dem „Vorrecht der priesterlichen Würde“ erklärt. Letzteres führt immerhin auf die richtige Spur: Die Vorschrift zielt auf eine Betonung des katholischen Amtsverständnisses (Stichworte: Priesterweihe, apostolische Sukzession), das bis heute vom protestantischen abweicht (Stichwort: Priesterschaft aller Gläubigen). In erster Linie geht es darum, die Sonderstellung des katholischen Priesters während der Aufbahrung demonstrativ zur Schau zu stellen.

Das *Rituale Romanum* von 1614 war die letzte einer ganzen Reihe offizieller Handreichungen zur praktischen Umsetzung der Trienter Konzilsbeschlüsse. Wegen seines späten Erscheinungstermins konkurrierte es mit weiteren nachtridentinischen Ritualiensammlungen, die ebenfalls die kirchliche Approbation besaßen, und hatte daher – im Gegensatz zu anderen, früher erschienenen Schriften³ – nur empfehlenden Charakter. Dennoch übernahmen die meisten süddeutschen Bistümer seine Vorschriften im Laufe des 17. Jahrhunderts, zum Beispiel das in den vorgestellten Fällen zuständige Bistum Freising 1625. Anhand der zahlreichen namentlich identifizierten Gräber von Domdekanen und Bischöfen im Würzburger Dom lässt sich beispielhaft zeigen, dass zumindest im 17. Jahrhundert



Abb. 6: Altomünster, Pfarr- und Klosterkirche St. Alto. Barockes Prioirengrab (links) und Äbtissinnengrab (rechts), von Osten.

³ Index verbotener Bücher (1564), Tridentinisches Glaubensbekenntnis (1564), Catechismus Romanus (1566), Breviarium Romanum (Römisches Brevier zur klösterlichen Liturgie, 1568), Missale Romanum (Römisches Messbuch für die Liturgie der Tridentinischen Messe, 1570), Pontificale Romanum (bischöfliche Riten, 1596).

erst nach der Aufnahme der entsprechenden Vorschrift in ein publiziertes Diözesanrituale (in Würzburg ab 1671) mit gewesteten Priesterbestattungen zu rechnen ist. Allfällige Ausnahmen bestätigen diese Regel und sind am ehesten auf ein Versehen bei der eigentlichen Grablegung zurückzuführen, die ja erst in zeitlichem Abstand zur offiziellen Trauerfeier für den zweifellos vorschriftsmäßig aufgebahrten Toten in kleinstem Kreis und natürlich mit geschlossenem Sarg stattfand. Es bleibt zu untersuchen, ob sich der hier besprochene Brauch in späterer Zeit (ab etwa 1700) in manchen Gegenden vielleicht auch ohne ausdrückliche Veröffentlichung im zugehörigen Diözesanrituale eingebürgert hat, zum Beispiel im Bistum Passau, wo die Vorschrift zur abweichenden Orientierung erst 1774, also zu einer Zeit aufgenommen wurde, als man in Österreich auf Veranlassung Kaiser Josephs II. von Innenbestattungen in Kirchen schon abging, und wenige Jahrzehnte vor dem Verbot von Kirchenbestattungen in Bayern 1804. Für die von mir 2003 als theoretische Möglichkeit angesprochene Existenz von Nachahmungseffekten in Gestalt gewesteter Bestattung evangelischer Geistlicher lässt sich mittlerweile offenbar ein dokumentiertes Beispiel anführen.⁴

*Gebetskette / Rosenkranz*⁵

Im Mittelalter waren christliche Gebetsketten, wie Bildquellen zeigen, meist ungegliedert, auch wurde an ihnen nach Ausweis der häufigsten sprachlichen Bezeichnungen (Paternoster, Paternostermacher und Varianten) vorwiegend das Vaterunser gebetet. Selbst bei den daneben existierenden gegliederten Exemplaren aus großen und kleinen Perlen kann man in dieser Zeit zwar vermuten, dass sie zum wechselnden Abbeten von Vaterunsers und Avemarias dienten, man kann jedoch nicht davon ausgehen, dass es sich dabei um ein Rosenkranzgebet handelt hat. Der Rosenkranz nämlich wurde von Trierer Kartäusern um 1400 als zunächst sehr private, kontemplative Leben-Jesu-Meditation entwickelt, die ursprünglich ohne Gebetskette auskam. Erst im späten 15. Jahrhundert setzten Dominikaner eine einfache Form des Rosenkranzgebets samt Gebetskette als Mittel zur Organisation von Massen und Medium der religiösen Disziplinierung ein. In vorreformatorischem Zusammenhang sollte man das Objekt daher nicht als Rosenkranz, sondern als Gebetskette ansprechen. Im übrigen handelte es sich während des 13. bis 15. Jahrhunderts um ein religiöses Accessoire der amtskirchenfernen Laienfrömmigkeit.

Von den Protestanten abgelehnt, wurde der dominikanische Rosenkranz nach der Reformation frühzeitig von den Jesuiten aufgegriffen, einem 1534 zur Rettung der altgläubigen Kirche vor der Reformation gegründeten Orden, mit Marienverehrung und unbedingter Papsttreue als obersten Maximen. Jesuiten trugen schon zum Gelingen des Trienter Konzils maßgeblich bei, und die Rolle ihres Ordens als Motor der anschließenden Gegenreformation ist nicht hoch genug einzuschätzen. 1571 verkündete Papst Pius V. das Rosenkranzfest mit der Begründung, die Jungfrau Maria habe in der Seeschlacht von Lepanto den Christen zum Sieg über die Türken verholfen, weil er zur selben Stunde den Rosenkranz gebetet habe. Er erhob damit das Gebet zu einer zentralen katholischen Religionsübung. In der Folgezeit kam es dann zur bis heute üblichen Gleichsetzung von christlicher Gebetskette und Rosenkranz. Dass es sich dabei nicht um ein Phänomen der „Volksfrömmigkeit“ handelt, wie man immer wieder lesen muss, sondern um ein gezielt von höchster Stelle implantiertes Glaubensinstrument, zeigt schlaglichtartig ein Erlass des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian I. von 1640, der besagt, dass jeder, ausdrücklich auch die bis dahin säumige Landbevölkerung, bei Androhung kirchenpolizeilicher Strafen einen Rosenkranz anschaffen musste.

An einem Grabungsfund aus der Filialkirche St. Bartholomäus in Markt Indersdorf lässt sich das Aussehen eines solchen nachtridentini-

4 Grote 2003, 184 Abb. 109, 186 f., 294.
5 Mittelstraß 1999/2000.

schen Rosenkranzes exemplarisch vorführen (Abb. 7). Er gehörte übrigens zu der weiblichen Bestattung, an die Kopf an Kopf das eingangs vorgestellte Priestergrab anschloss (Abb. 5).⁶ Das Rund der eigentlichen Gebetskette entspricht in ihrer Struktur der im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts für das Rosenkranzgebet ausgebildeten Langform, bei der 15 Gesätze à zehn Ave-Perlen durch jeweils eine Paternosterperle von einander getrennt sind. Sie stehen für die „15 Geheimnisse“ (= 15 an je zehn Ave-Marias angehängte Leben-Jesu-Stationen). Auch die beiden silbernen Wallfahrtsanhänger (ein alt abgebrochenes Miniaturkreuz aus Scheyern und eine Medaille aus Altötting mit eingepprägter Jahreszahl 1658) entsprechen An- und Einhängern ohne Gebetsfunktion, wie sie schon vor der Reformation als Andenken und schmückender Zusatz an Gebetskettten üblich waren. Die eigentliche gegenreformatorische Neuerung ist ein aus dem Perlenkranz ragender Fortsatz, in der Literatur meist Abschluss genannt, obwohl er eigentlich den Eingang des Gebetes bezeichnet. Zum einen handelt es sich um drei von je einer Paternosterperle eingerahmte Ave-Perlen, die für die Bitten um die drei von Paulus besonders herausgestellten christlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe stehen (vgl. 1. Korinther 13,13). Noch davorgesaltet ist ein gleichschenkliges Credokreuz, das für das Glaubensbekenntnis steht und im 17. Jahrhundert meist aus balusterförmigen Elementen in Holz, Bein oder Metall gebildet war. Am Ende ist ein Abschlusskreuz befestigt, dessen Längsbalken im vorliegenden Fall unten abgebrochen ist.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass mit dieser im 17./18. Jahrhundert durchwegs vorhandenen, zuvor unbekanntem Hinzufügung am Objekt das Gebet selbst um bedeutungsvolle Bestandteile erweitert wurde, die in keinerlei thematisch-inhaltlichem Zusammenhang mit dem eigentlichen Rosenkranz stehen. Das zusätzliche Abschlusskreuz hatte zunächst sogar überhaupt keine Funktion beim Gebetsvollzug, bis es nach dem Wegfall des Credokreuzes gegen 1800 dessen Aufgabe übernahm (und bis heute innehat). Mag sein, dass es deswegen vor dem späten 18. Jahrhundert nicht ganz so obligatorisch war wie Credokreuz und Glaube-Hoffnung-Liebe-Sequenz, denn bei erhaltenen Rosenkränzen aus dieser Zeit findet sich manchmal ausnahmsweise an seiner Stelle eine Medaille oder ein anderer religiöser Anhänger. Auffällig bleibt aber auch beim Abschlusskreuz die Tatsache, dass es an Objekten und in Bildquellen aus der Zeit vor etwa 1600 fast nie, danach aber fast durchwegs nachzuweisen ist.

Da zu der geschilderten Veränderung an Objekt und Gebet bis heute keine Schriftquellen bekannt geworden sind, die Auskunft über ihren Zeitpunkt oder über die dafür Verantwortlichen und ihre Intentionen geben, ist das älteste sicher datierte Beispiel eines solchen nachtridentinischen Rosenkranzes von Interesse (Abb. 8). Es handelt sich um die persönliche Gebetskette des Jesuiten Petrus Canisius (1521–1597), der als Architekt der Gegenreformation in Bayern gilt, 1925 heilig gesprochen und unter die katholischen Kirchenlehrer aufgenommen worden ist. Das Erinnerungsstück an diesen ersten deutschen Ordensprovinzial, Teilnehmer am Trienter Konzil, zeitweiligen Administrator der Diözese Wien und Rektor der Universität Ingolstadt wird bis heute im Jesuitenkolleg im vorderösterreichischen Feldkirch aufbewahrt. Es handelt sich um die seit dem Spätmittelalter bis heute weitaus häufigste Kurzform des Rosenkranzes mit fünf Gesätzen, an denen gleichwohl die „15 Geheimnisse“ gebetet werden. Das durch die Person seines ehemaligen Besitzers bemerkenswerte Stück wird für unser Thema noch interessanter dadurch, dass sein Abschlusskreuz offenkundig nachträglich hinzugefügt worden ist. Laut einem Inventareintrag von 1624 war das kleine Kruzifix damals schon vorhanden und ist demnach mit hoher Wahrscheinlichkeit noch zu Lebzeiten von Canisius angebracht worden.

Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der im späten 16. Jahrhundert vorgenommenen Neuerung am Rosenkranz und der Gegenrefor-



Abb. 7: Markt Indersdorf, Filialkirche St. Bartholomäus. Barocker Rosenkranz (zweite Hälfte 17. Jahrhundert).

Abb. 8: Rosenkranz des Petrus Canisius († 1597) (Foto: Bayer. Nationalmuseum München).



6 Demnächst Mittelstraß 2007.

mation ist damit hinreichend erwiesen und erlaubt nun auch ohne explizite zeitgenössische Schriftquellen deren inhaltliche und funktionale Interpretation. Vor der Reformation waren Gebetskette und Rosenkranzgebet, wie bereits erwähnt, am Rand der institutionalisierten Kirche angesiedelt. Die Hinzufügung der Bitten um die drei paulinischen Kardinaltugenden und des Glaubensbekenntnisses machten den Rosenkranz tauglich für seine neue Rolle als zentrales Glaubenswerkzeug innerhalb einer erneuerten katholischen Kirche. Das zusätzliche Abschlusskreuz ist meines Erachtens nur als indirekte Reaktion auf die protestantische Kritik an einer von der Heiligen Schrift nicht gedeckten Marienverehrung zu verstehen. Mag sein, dass es auch inhaltlich die christologische Komponente des Gebets stärken sollte; vor allem aber sollte es diese nach außen hin demonstrieren und so den genuin christlichen Charakter des Rosenkranzes betonen.

Umgestaltung des Innenraums von Kirchen

Nach dem bisher Gesagten wäre es verwunderlich, wenn die Gegenreformation nicht auch im Kirchenbau ihre Spuren hinterlassen hätte, beispielsweise – und sehr vordergründig – in der geistlichen Herrschaftsarchitektur der Jesuiten, deren bewusst überdimensionierte Kollegien und Kirchen die umliegende Bebauung mit gewaltigen Prachtfassaden überragten; zurückgenommen hingegen, dafür inhaltlich beziehungsreicher, im historisierenden Rückgriff auf hochgotische Stilformen bei einfachen Landkirchen, die der als Gegenreformatoren herausragende Würzburger Bischof Julius Echter von Mespelbrunn (1573–1617 im Amt) in seinem Hochstift erbauen ließ.⁷ Im Folgenden soll es allerdings nicht um ganze Bauwerke, sondern um archäologisch erfasste Veränderungen im Kircheninnenraum gehen, die bei allem Schauwert nicht in erster Linie auf demonstrative Außenwirkung berechnet waren, sondern in mehr oder weniger engem Zusammenhang mit kircheninternen katholischen Reformbemühungen stehen.



Abb. 9: Altomünster, Birgittenkloster. Stich von Michael Wening, 1701 (Ausschnitt).



Abb. 10: Altomünster, Birgittenkloster mit Pfarr- und Klosterkirche St. Alto.

Altomünster, Pfarr- und Klosterkirche St. Alto⁸

1488 ging das der Legende nach auf den karolingerzeitlichen Einsiedler Alto zurückgehende Kloster Altomünster an den Birgittenorden über und wurde nach dessen Regeln umgebaut. Die gemäß Ordensregel zahlenmäßig dominierenden Nonnen erhielten nördlich der Kirche eine neue Klausur, während die in der klosterinternen Hierarchie nachrangigen Mönche die bestehenden Konventsgebäude südlich der Kirche bezogen. In der Kirche war ein über dem Herrenchor gelegener Frauenchor anzulegen, von dem aus die Nonnen den zelebrierenden Priester beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden, und außerdem die zusätzliche Funktion des Gotteshauses als Pfarrkirche der zugehörigen Marktsiedlung zu berücksichtigen. Ein 1701 gedruckter Stich von Michael Wening zeigt, dass dabei der spätromanische Baukörper der in einen nach Osten anstei-

⁷ Schock-Werner 2005, bes. 212 ff., mit Verweis auf zeitgleiche Tendenzen im katholischen Kirchenbau im Bistum Bamberg, im Erzbistum Trier und in Böhmen.

⁸ Mittelstraß 1997a; ders. 2004. Ein enger Zusammenhang der geschilderten Umbaumaßnahme mit der nachtridentinischen Kirchenreform war mir damals noch nicht bewusst.

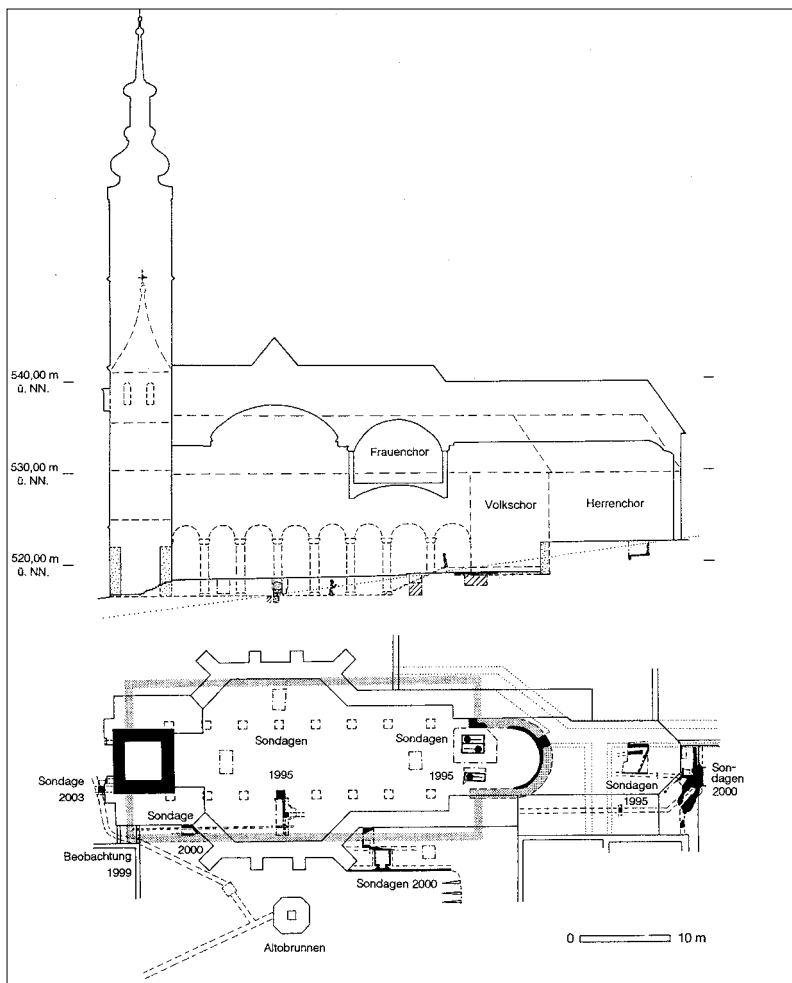


Abb. 11: Altomünster, Pfarr- und Klosterkirche St. Alto. Grund- und Aufriss mit den archäologischen Sondagen 1995–2003, dem rekonstruierten Grund- und Aufriss der mittelalterlichen Vorgängerkirche, des ehemaligen Geländeneiveaus und weiteren Befunden.



Abb. 12 (rechts oben): Altomünster, Pfarr- und Klosterkirche St. Alto. Sondage im Süden des Zentralraums mit Pfeilerstumpf der Vorgängerkirche und frühbarockem Backsteinboden, von Süden.

Abb. 13 (rechts Mitte): Altomünster, Pfarr- und Klosterkirche St. Alto. Sondage im Süden des Zentralraums mit Pfeilerstumpf der Vorgängerkirche, Fundamentresten einer spätgotischen Trennwand und einer frühbarocken Wasserleitung (aufgedeckt), von Süden.

Abb. 14 (rechts unten): Altomünster, Pfarr- und Klosterkirche St. Alto. Frühbarocke Stuckleisten und Puttenfragmente aus dem Bereich der ehem. Seitenschiffe (oben) und des ehem. Hauptschiffs der Vorgängerkirche (unten).



genden Hang hineingebauten Kirche in den Grundzügen übernommen worden war (Abb. 9). 1763–1773 wurde sie durch einen prachtvollen, spätbarocken Neubau ersetzt (Abb. 10 und 11); lediglich der als Stützmauer fungierende untere Teil der romanischen Ostapsis, der Stumpf des romanischen Westturms und der im frühen 17. Jahrhundert im Osten angebaute Herrenchor blieben bestehen. In den sanierungsbegleitenden archäologischen Sondagen der Jahre 1995–2003 (Abb. 11) fanden sich neben Befunden zur Rekonstruktion des mittelalterlichen Vorgängerbaus und den eingangs erwähnten spätbarocken Gruftbestattungen unter anderem Hinweise auf eine umfassende frühbarocke Umgestaltung des Kirchenraums, besonders instruktiv in einer Sondage im Süden des heutigen Zentralbaus. Einen halben Meter über dem Niveau des spätgotischen Ziegelplattenbodens zog dort ein fischgrätartig verlegter Backsteinboden

an einen Pfeilerstumpf der Vorgängerkirche an (Abb. 12). Die bis 1615 reichenden Prägedaten der aus der darunter liegenden Verfüllung ausgesiebten Münzen geben einen ersten Datierungsanhalt. Gleichzeitig wurde knapp unter diesem Boden eine Leitung aus Formsteinen verlegt (Abb. 13), die das heilkräftige Wasser der in der Gründungslegende erwähnten Altoquelle an eine öffentlich zugängliche Schöpfstelle am Westende der Kirche transportierte. Boden und Leitung überdeckten eine in spätgotischer Zeit angelegte Mauer, die zuvor den östlichen Teil des damaligen südlichen Seitenschiffs abgetrennt hatte. Dieser separate Raum, nach Ausweis von gotischen Formsteinrippen im Gegensatz zur übrigen Kirche eingewölbt und aufgrund verschiedener Hinweise sehr wahrscheinlich eine Kapelle zur Verehrung des Hl. Alto, war im frühen 17. Jahrhundert offenbar einer Vereinheitlichung des Kirchenraums zum Opfer gefallen. Verstärkt wird dieser Eindruck einer Vereinheitlichung durch Stuckfragmente einer in kühlem Weiß gehaltenen Raumfassung, die in allen Innenraumsondagen kistenweise aus dem beim spätbarocken Neubau angefallenen Abbruchschutt der Vorgängerkirche geborgen wurden (Abb. 14). Ganz überwiegend handelt es sich um antikisierende Leisten und Perlstäbe, in einer kleinen Version für die Seitenschiffe, in einer großen fürs Hauptschiff. Allein in der Sondage unterhalb des heutigen Frauenchors fanden sich zusätzlich einige Puttenfragmente. Da der damalige Frauenchor der Vorgängerkirche wegen des fortbestehenden Zugangs vom Nonnenkonvent her etwa an derselben Stelle gelegen haben muss, sind sie dem Schmuck seiner gewölbten Unterseite zuzurechnen. Die Weihe des neuen Choraltars und dreier weiterer Altäre 1617, die in einer Klostersgeschichte von 1830 aus einer heute verschollenen Quelle erwähnt wird, wurde bis in jüngste Zeit allein auf den Neubau des im Osten angefügten Herrenchors bezogen. Dass damals auch die gesamte übrige Kirche im Innern völlig neu gestaltet wurde, kam erst durch die archäologischen Grabungen ans Licht. Die damals amtierende Äbtissin Anna Diether (1604–1618) und ihr Prior Johannes Günther (1607–1625) gelten übrigens als die ersten reformorientierten Vorstände des Klosters Altomünster.⁹

9 Liebhart 1999, 120.

10 Unpubliziert.

11 Ein ähnlicher Boden im Langhaus besteht aus großformatigeren Backsteinen, die mit Mörtel verputzt, unten jedoch auf einem Sandbett verlegt sind; aus stratigraphischen Gründen gehört er zur davorliegenden, spätgotischen Bauphase III.

12 Die Nische wurde im 18. Jahrhundert bei gleichbleibender Größe einmal nach unten versetzt und neu ausgemalt.

13 Die als Periode IVa bezeichneten Veränderungen an der Hochaltarstufe im Chor sowie die Verengung des Chorbogens samt Errichtung größerer Seitenaltäre folgten erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

14 Eine Publikation des 2003 abgeschlossenen Auswertungsmanuskripts ließ sich bisher nicht realisieren; vgl. vorerst Mittelstraß 1999.



Abb. 15: Glonn, Filialkirche St. Emmeram.

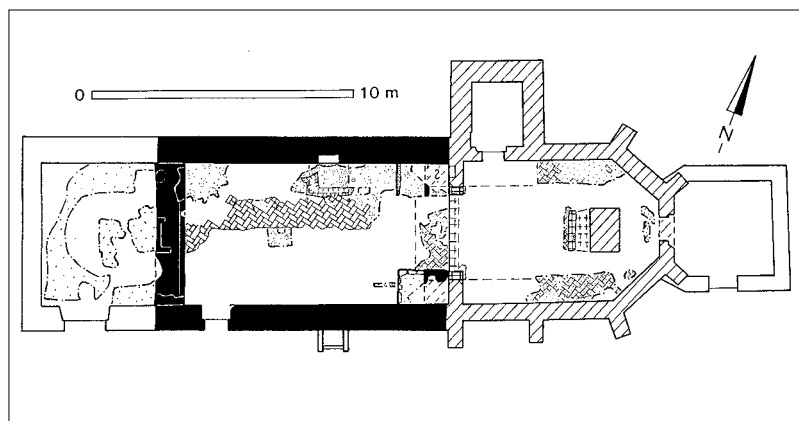


Abb. 16: Glonn, Filialkirche St. Emmeram. Periode IV (frühes 17. Jh.) und IVa (fortgeschrittenes 17. Jh.).

Glonn, Filialkirche St. Emmeram

Die Dorfkirche St. Emmeram in Glonn (Abb. 15) erscheint in Schriftquellen ab dem 10. Jahrhundert als Besitz des Freisinger Bischofs, gelangte im 13. Jahrhundert an das nahe gelegene Augustinerchorherrenstift Indersdorf und wurde fortan bis ins 19. Jahrhundert hinein durch Angehörige dieses Klosters ambulant pfarrlich betreut. Während einer sanierungsbegleitenden archäologischen Befunddokumentation 2004/05 konnte der jüngere Abschnitt ihrer Baugeschichte, die laut Schriftüberlieferung an sich bis ins frühe Hochmittelalter zurückreicht, in vielen Details aufgeklärt

werden.¹⁰ Erst die Tatsache, dass nach Altomünster und Markt Indersdorf auch in der Kirche von Glonn eine Umbauperiode des frühen 17. Jahrhunderts zu fassen war, brachte mich auf den Gedanken, dass bei diesen Befunden ein inhaltlicher Zusammenhang mit der nachtridentinischen Kirchenreform vorliegen könnte.

Die hier interessierenden Veränderungen der Periode IV beschränkten sich weitgehend auf den Chor (Abb. 16–18). Aus archäologischer Sicht gehört dazu in erster Linie ein sekundär in den spätgotischen Chor eingebauter neuer Boden, von dessen in Fischgrätmuster verlegten Backsteinen nur noch die Abdrücke im zugehörigen Mörtelbett zu sehen waren (Abb. 17).¹¹ Abgesehen von wenigen Resten vor und hinter dem Choraltar und in einer um eine Stufe abgesenkten Vorchorzone, hatte sich dieses Mörtelbett in zwei meterbreiten Streifen entlang der Chorwände erhalten. Es handelt sich um Standspuren eines Chorgestühls, das durch den nächstjüngeren, über Kirchenrechnungen auf 1693 datierbaren Ziegelplattenboden der Periode V respektiert wurde. Der Nachweis der Zugehörigkeit des neuen Chorgestühls zu jenem Backsteinboden und die Datierung der Gesamtmaßnahme gelingt über den durch einen verkürzten Nachfolger zum Teil konservierten Rückwandabdruck dieses Gestühls an der Südwand des Chores (Abb. 18, rechts) und seinen Bezug zu zwei Farbfassungen auf der gleichen Wand. Daran war abzulesen, dass das Chorgestühl der Periode IV ein nur dünn überstrichenes spätgotisches Schablonenfries zustellte – es wurde bei den jüngsten Renovierungsarbeiten in einem kleinen Ausschnitt und frischer Farbenpracht auch auf der vom Chorgestühl nie verdeckten Südostwand freigelegt. Hingegen fand sich über dem oberen Abschluss des ehemaligen Chorgestühls an mehreren Stellen eine aufwendig gemusterte Ornamentleiste mit Rollwerk und anderen Stilelementen aus der Zeit um 1600 unter einer Reihe von balusterarmigen Apostelkreuzen, die formal an die oben erwähnten Credokreuze der frühbarocken Rosenkränze erinnern (Abb. 19 und 20). Sie lösen einen Satz spätgotischer Apostelkreuze ab (Abb. 20, unten), die – anders als die jüngeren – auch im Langhaus nachgewiesen sind.

Dort fanden sich nur an zwei Stellen stilistisch zugehörige Spuren der Periode IV: Zum einen handelt es sich um Reste eines breiten, gemalten Prachtrahmens um den damals noch weiten Chorbogen, zum anderen um eine stilistisch gleichartige Rahmenummalung um eine ansonsten auf blauem Hintergrund mit Sternen ausgemalte Andachtsnische in der Nordwand des Langhauses (Abb. 21), die ihrer Größe nach sehr wahrscheinlich für das bis heute kostbarste Ausstattungsstück der Kirche bestimmt war, ein Vesperbild aus dem frühen 15. Jahrhundert.¹² Ein darauf bezogener, rechteckiger Bereich, der sich über Mörtelabdrücke und in Gestalt einer Ausbruchgrube abzeichnete, deutet auf einen davor gelegenen Altar oder wenigstens Andachtsbereich.¹³

Eine Schriftquelle zu dieser stilistisch um 1600 datierbaren Ausstattungsphase der Glonner Kirche existiert nicht, wohl aber zu einem ganz ähnlichen Befund in der benachbarten Filialkirche St. Bartholomäus in Markt Indersdorf,¹⁴ aus der schon ein Priestergrab und ein Rosenkranz vorgestellt wurden. Wie die Glonner Emmeramskirche war sie ebenfalls dem gleichnamigen Augustinerchorherrenstift inkorporiert und wurde bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein von Klosterangehörigen ambulant pfarrlich betreut. Dort fanden sich Spuren eines nachträglich in den spätgotischen Chor an den Längswänden eingebauten Chorgestühls und eine stilistisch um 1600 datierbare Rahmenummalung an der Tür zum Erdgeschoss des Turmes, das damals als Sakristei diente; außerdem dürfte eine im Fußbereich des Aufgehenden aufgedeckte polichrome Farbfassung des gesamten Chores zu dieser als Periode IIIa bezeichneten Baumaßnahme zu rechnen sein. Passend hierzu erwähnen die Klosterchroniken eine „Auszierung“ der Indersdorfer Hofmarkskirche durch Propst Kaspar Schlaich (1604–1618), der außerdem in seinem Konvent eine Reihe liturgischer



Abb. 17: Glonn, Filialkirche St. Emmeram. Mörtelbett eines älteren Backsteinbodens (frühes 17. Jh.) und eines jüngeren Ziegelplattenbodens (1693, ganz oben) im Süden des Chores, von Westen.

Abb. 18: Glonn, Filialkirche St. Emmeram. Süd- wand des Chores mit Abdruck des Chorgestühls.





Abb. 19: Glonn, Filialkirche St. Emmeram. Südost- und Südwall des Chores mit frühbarocken Apostelkreuzen über Zierfries.

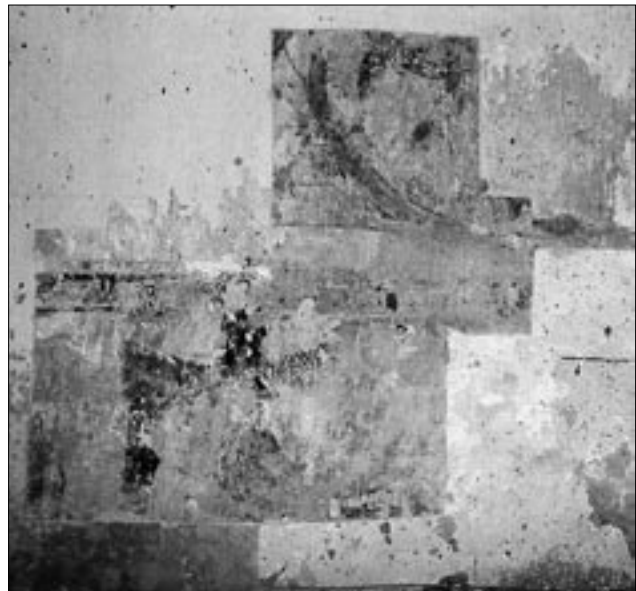


Abb. 20: Glonn, Filialkirche St. Emmeram. Südwall des Chores mit spätgotischem Apostelkreuz, überlagert von Zierfries zu frühbarockem Apostelkreuz.

Neuerungen der Gegenreformation einführte. Er dürfte demnach auch Bauherr der „Auszierung“ in der Glonner Filialkirche gewesen sein.

Zusammenhang der archäologischen Innenraumbefunde mit der Gegenreformation

Bei den eben angesprochenen Fällen von Neugestaltungen kirchlicher Innenräume im frühen 17. Jahrhundert legen Zeitstellung, Häufung auf engstem Raum und die überlieferte reformerische Ausrichtung der Bauherren einen Zusammenhang mit der Gegenreformation nahe. Art und Zielrichtung dieser Verbindung sind für die einzelnen Befunde aber weniger leicht zu bestimmen als bei der abweichenden Orientierung von Priesterbestattungen und bei der neuen Gestalt des Rosenkranzes. Bei letzteren handelt es sich um strategische Einzelelemente eines großen Plans, auf höchster Ebene der katholischen Kirchenhierarchie gezielt entwickelt zur Konsolidierung und Disziplinierung ihrer Institution nach innen und deren Profilierung und Abgrenzung nach außen. Bei Umbauten und Renovierungen katholischer Kirchen Süddeutschlands in der Zeit um 1600 ist jedoch ein längst überfälliger Bauunterhalt mit zu bedenken, der aus einem zwischenzeitlichen, beinahe flächendeckenden Rückgang kirchlicher Bautätigkeit infolge reformationsbedingter Turbulenzen und Verunsicherungen resultierte.¹⁵ Der wiedereinsetzende Baubetrieb ist daher zunächst einmal nur allgemein als Lebenszeichen einer wiedererstarkten Institution anzusehen.

Allerdings gibt es einige auf dem Trienter Konzil beschlossene liturgische Neuerungen, die über bisher nicht im Einzelnen herausgearbeitete Zwischenschritte mit der auch in anderen Bereichen festgestellten Verzögerung ab dem frühen 17. Jahrhundert zu flächendeckenden, immer wiederkehrenden Veränderungen im Kirchenraum führten, zum Beispiel zur Einführung des geschlossenen Beichtstuhls, zum Einbau von Kanzeln und zur Bestuhlung des Langhauses. Die beiden zuletzt genannten Elemente werden auf die explizite Aufwertung der Predigt und ihre Integration in die katholische Messe zurückgeführt, eine offenkundige Reaktion auf die zentrale Rolle der Predigt im protestantischen Gottesdienst, wo die Bestuhlung des Kirchenraums folgerichtig schon während des 16. Jahrhunderts üblich geworden war. In den beiden vorgestellten oberbayerischen Filialkirchen war die erste Bestuhlung im Langhaus wegen der Überformung durch spätere Gestühlseinbauten nicht mehr nachzuweisen. Vielleicht aber sind sie indirekt über den festgestellten Einbau von Chorgestühlen

¹⁵ In der Frühzeit der Reformation erfasste lutherisches Gedankengut auch in Oberbayern einen Großteil der Bevölkerung und selbst der Geistlichkeit. Indersdorf hatte, wie alle Klöster damals, eigenmächtige Austritte von Mönchen, darunter des Dekans, zu verkraften. Altomünster hat sogar einen überregional berühmten Renegaten aufzuweisen, den vormaligen Augsburger Domprediger und nachmaligen Basler Reformator Johannes Oecolampadius, der 1520 kurzzeitig ins Kloster eintrat und 1522 unter Mitnahme zahlreicher Konventsangehöriger beiderlei Geschlechts fluchtartig nach Augsburg zurückkehrte (Liebhart 1999, 119).

zu erschließen, die in ihrer Funktion und Dimensionierung zunächst rätselhaft erscheinen.¹⁶ Ihre Existenz und Länge könnte auf ein zeitgemäßes, oberflächlich gesehen sogar überkonfessionelles Möblierungskonzept verweisen;¹⁷ wirklichen Aufschluss über Herkunft und Funktion dieses Einrichtungsgegenstands verspricht aber nur eine breitere, nach Konfessionen gesonderte Untersuchung.

Auch die im Trienter Konzil beschlossene Umwandlung des Choralaltars zum Hochaltar als sichtbarem Zentrum der Liturgie führte über kurz oder lang in allen katholischen Kirchen zu bedeutsamen Veränderungen. So wurden blickdichte Chorschranken und Lettner abgerissen und die davor stehenden, bis dahin fürs Laienvolk bestimmten Kreuzaltäre abgeräumt, auch dies übrigens Vorgänge, wie sie schon lange zuvor, wenn auch mit anderer Begründung, in protestantischen Kirchen stattgefunden hatten. Die Einrichtung eines Gottesdienstraumes nach den auf dem Trienter Konzil festgelegten neuen Regeln dürfte übrigens der Hauptgrund für die Gesamterneuerung der Pfarr- und Klosterkirche in Altomünster gewesen sein: Aus der Doppelfunktion als Pfarr- und Klosterkirche und aus dem gewaltigen Höhenunterschied der mittelalterlichen Laufniveaus von Apsis und Langhaus (Abb. 11) läßt sich ein Lettner mit Sicherheit erschließen. Der Umbau im frühen 17. Jahrhundert war im Langhaus mit einer erheblichen Aufhöhung des Fußbodens verbunden, und auch die festgestellte Absenkung des Fußbodenniveaus in der Apsis könnte schon damals (und nicht erst für den spätbarocken Neubau) vorgenommen worden sein. Eben diese Apsis wurde damals jedenfalls zum Volkschor (und Standort des Hochaltars), während die Mönche, die sich vorher dort versammelt hatten, in den bei gleicher Gelegenheit östlich davon neu erbauten Herrenchor umzogen. Nimmt man die Einführung der Tridentinischen Messe als übergeordnetes Motiv der Bauherren an, lassen sich die genannten Maßnahmen als aufeinander abgestimmte Einzelmaßnahmen eines Gesamtplans im Geiste der Gegenreformation begreifen.

Im Zusammenhang mit der neuen Rolle des Hochaltars ist auch die veränderte Aufbewahrung des Sakraments im Tabernakel zu sehen. Die geweihten Hostien, in denen nach katholischem Glauben Christus selbst leiblich präsent ist, waren zuvor in Sakramentshäuschen, vergitterten Wandnischen oder in die Chorwand eingebauten Schränken untergebracht. Im Gefolge der Trienter Konzilsbeschlüsse wurden sie nun in einen in den Hochaltar integrierten Schrank eingeschlossen. Tatsächlich haben sich mittelalterliche Sakramentshäuschen und -nischen überwiegend in evangelischen Kirchen erhalten. Allerdings scheint diese bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil gültige Vorschrift der Hostienunterbringung, ähnlich wie die zur Priesterbestattung, erst vergleichsweise spät bzw. vielleicht auch in verschiedenen Bistümern zu verschiedener Zeit eingeführt worden zu sein, denn der oben erwähnte Würzburger Bischof Julius Echter ließ (bevor er 1617 geostet bestattet wurde) in seinen Kirchenbauten auch noch Sakramentshäuschen und Sakramentsnischen zu.¹⁸ Demnach könnte es mehr als eine zufällige Beobachtungslücke sein, wenn sich in den beiden Filialkirchen von Markt Indersdorf und Glonn mit der Bauphase des frühen 17. Jahrhunderts zwar eine Ausschmückung des Chorraums, jedoch keine archäologisch fassbaren Umbauten am Choraltar verbinden lassen, wohl aber Veränderungen in der jeweils nächstjüngeren Bauphase, die im einen Fall auf einen chronikalisch, im anderen auf einen in Kirchenrechnungen überlieferten neuen Choraltar aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu beziehen sind.

Es ist derzeit nicht zu entscheiden, ob die hier vorgestellten Einzelfälle aus Oberbayern nun den Ausschnitt einer bisher unbekannt, flächendeckenden Ausstattungsphase des frühen 17. Jahrhunderts darstellen, oder ob es sich um gewissermaßen avantgardistische Baumaßnahmen in einer Klosterkirche und zwei damals direkt aus einem Kloster heraus betreuten Filialkirchen handelt. Nach Erfahrungen aus anderen Kirchengrabungen



Abb. 21: Glonn, Filialkirche St. Emmeram. Andachtsnische mit Resten einer frühbarocken Rahmenummalung in der Nordwand des Langhauses (frühbarocke Phase oben, spätbarocke Phase unten), von Süden.

¹⁶ Die Bänke in den beiden Filialkirchen können eigentlich nur für den Pfarrvikar und seine Ministranten bestimmt gewesen sein, da feierliche Hochämter unter Mitwirkung mehrerer Geistlicher doch wohl ausschließlich in der als eigentliche Pfarrkirche fungierenden nahegelegenen Klosterkirche von Indersdorf stattfanden.

¹⁷ Bemerkenswerterweise sind die drei ältesten evangelischen Kirchen Regensburgs alle im frühen 17. Jahrhundert mit noch erhaltenen, wandständigen Chorgestühlen ausgestattet worden. Sie waren für die Angehörigen des Inneren Rates bestimmt.

¹⁸ Schock-Werner 2005, 87 f.

in Oberbayern könnte ich mir vorstellen, dass die nachtridentinische Erneuerung des Kircheninnenraums bei einfachen katholischen Landkirchen Süddeutschlands, die von Weltgeistlichen versorgt wurden, vielfach erst nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs durchgeführt worden ist.

Schluss Die vorstehenden Beispiele für archäologische Spuren der Gegenreformation stammen aus drei willkürlich ausgewählten Bereichen und decken keineswegs die gesamte Bandbreite des Themas ab. Eine Vermehrung um viele weitere Bereiche wäre möglich, und über jeden einzelnen davon ließe sich ein eigener Vortrag halten. Mit Sicherheit nicht ausgereizt ist das Thema ‚Kirchenausstattung‘. Des Weiteren (und ohne Anspruch auf Vollständigkeit) denke ich an Wallfahrtstätten samt zugehöriger Medaillen und Votive; an religiöse Bruderschaften samt zugehöriger Objekte aus den verschiedensten Materialien; an Blattkachelmotive; an Totenritus und Totenausstattung nicht nur der Geistlichkeit, sondern auch der Laien; an Karner,¹⁹ Schädelnischen und Reliquienkult (Katakombenheilige!).²⁰

Da in der Tagungseinladung behauptet wurde, die Neuzeitarchäologie stehe bezüglich ihrer Existenzberechtigung unter besonderem Rechtfertigungsdruck und da dies unter Fachkollegen tatsächlich ein häufig anzutreffender Standpunkt ist, möchte ich zum Schluss nochmals den Stellenwert der Archäologie bei der Erforschung des beispielhaft gewählten Themas ‚Gegenreformation‘ herausstreichen. Bei den Fragen, was denn wann und wo konkret im Kircheninneren verändert worden ist, haben die vorgetragenen Beispiele geradezu ein Primat der Archäologie sichtbar werden lassen, das sie sich in den Fällen, in denen das Bauwerk obertägig noch existiert, mit der Bauforschung teilt. Zwar hat sich der als mustergültiger Gegenreformer später heilig gesprochene Mailänder Erzbischof Carlo Borromeo (1565–1584 im Amt) mit den 1576 erschienenen „*Instructiones Fabricae et Supellectilis Ecclesiasticae*“ um das ausformulierte Idealbild eines nachtridentinischen Kirchenraums samt der genannten Einzelelementen bemüht.²¹ Da das Konzil jedoch den einzelnen Bischöfen bei der Umsetzung der beschlossenen Reformen in ihren Diözesen eine zentrale Rolle zuwies, bleibt für jedes Bistum zu untersuchen, wann und in wieweit die teilweise offenkundig nur regional bedeutsamen, teilweise aber auch gesamtkirchlich einflussreichen Mailänder Instruktionen (Hochaltar-Tabernakel, Beichtstuhl) dort jeweils übernommen worden sind. Auf der Ebene der einzelnen Bauwerke fallen fortlaufende Kirchenrechnungen zumindest in dem hier näher betrachteten Gebiet als Quellen aus.²² Außerdem hat sich gezeigt, dass diese vermeintlich „objektive“ Quellengattung auch in Zeiten, in denen sie lückenlos vorhanden ist, keineswegs ein lückenloses Bild des tatsächlichen Baugeschehens wiedergibt, denn auf den Rechnungsblättern wurden lediglich diejenigen Arbeiten und Materialien verzeichnet, die vom Bauträger zu zahlen waren; hingegen fehlen Eigenleistungen, Sachspenden und Arbeiten, die von Wohltätern direkt mit den Handwerkern abgerechnet wurden und durchaus bedeutende Baumaßnahmen betreffen konnten. An Schriftquellen bleiben daher sporadische Baunachrichten sowie Protokolle von Visitationen, die insofern für unser Thema von besonderem Interesse sind, als diese auf Bistumsebene systematisch durchgeführten geistlichen Kontrollbesuche wesentlich zur effektiven Durchsetzung der Gegenreformation beigetragen haben. Allerdings sind die darin enthaltenen Aussagen zu Kirchenbau und Kirchenausstattung meist wenig detailliert und ungenau und erschließen sich erst, wenn man bereits weiß, welche Baumaßnahmen an der betreffenden Kirche tatsächlich durchgeführt wurden. Weil aber in den vom Krieg verwüsteten süddeutschen Landstrichen die Kirchen im 18. Jahrhundert, wo nicht neu errichtet, so doch zumindest durch eine umfassende Barockisierung des Innenraums vollständig überformt worden sind, lässt sich der Prozess der Einführung des nachtridentinischen Kirchenraums hier nur mit Hilfe von Archäologie und ggf. Bauforschung aufklären.

19 Erste Überlegungen hierzu bei Mittelstraß 2003b, 146.

20 Einen informativen Einstieg zu den römischen Katakombenheiligen, der den spezifisch gegenreformatorischen Charakter dieser von der päpstlichen Kurie ab 1578 forcierten Reliquiengewinnung und -verehrung nicht unterschlägt, bietet eine Webseite der Schweizer katholischen Kirche (www.kath.ch/index.php?na=11,0,0,0,d,40958).

21 Mayer-Himmelheber 1984, 84 ff.

22 Die fortlaufenden Rechnungen für die Filialkirche in Glonn setzen 1660 ein, für die Filialkirche in Markt Indersdorf 1741; in Altomünster sind detaillierte Rechnungen erst für den spätbarocken Neubau ab 1763 erhalten.

Dagegen hatte die Archäologie bei den Themen ‚Priesterbestattung‘ und ‚Gebetskette‘ eigentlich nicht das Monopol des Initialbefunds. Dennoch hat erst eine spezifisch archäologische Herangehensweise zu den vortragenen (und, wie ich hoffe, überzeugenden) Ergebnissen geführt. Den manifesten Befund und das konkrete Objekt in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, ihn im Verlauf der Untersuchung als Interessenschwerpunkt nicht aus den Augen zu verlieren, für eine legendenunabhängige, archäologisch abgesicherte Datierung zu sorgen, dies alles hilft, eine gesunde Distanz zu den Schriftquellen zu bewahren, die beim Thema ‚Gegenreformation‘ in besonderem Maße verzerren, verdecken, verfälschen, auslassen und täuschen können. Allerdings darf der Neuzeitarchäologe nicht bei einer antiquarischen Behandlung seines Gegenstands in prähistorischer Manier stehen bleiben, sondern muss seine Zwischenergebnisse in eigener Person mit den daraufhin interpretierten Schriftquellen konfrontieren und in den von der bisherigen Geschichtswissenschaft erarbeiteten historischen Rahmen stellen. Im vorliegenden Fall bedeutet dies zuallererst, auf das konfessionelle Umfeld der bearbeiteten Funde und Befunde zu achten, und des Weiteren, die Gegenreformation als Motivationshintergrund und möglichen Auslöser in Rechnung zu stellen. Dann wird er auch deren Spuren identifizieren und deuten können. Für eine nach diesem Konzept arbeitende Archäologie der Neuzeit bietet die Gegenreformation in ihrem materiellen Niederschlag ein reichhaltiges und bisher kaum beackertes Forschungsfeld.

Dr. Tilman Mittelstraß
Lederergasse 6, D-93047 Regensburg
tilman.mittelstrass@gmx.de

- Grote, Klaus: Bernshausen. Archäologie und Geschichte eines mittelalterlichen Zentralortes am Seeburger See (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 16). Bonn 2003.
- Liebhart, Wilhelm: Das Birgittenkloster; in: ders. (Hrsg.): Altomünster. Kloster, Markt und Gemeinde. Altomünster 1999, 109–144.
- Mayer-Himmelheber, Susanne: Bischöfliche Kunstpolitik nach dem Tridentinum. Der *Secunda-Roma*-Anspruch Carlo Borromeos und die mailändischen Verordnungen zu Bau und Ausstattung von Kirchen. München 1984.
- Mittelstraß, Tilman (1997a): Archäologische Ausgrabungen in St. Alto. Die Ergebnisse der 1995 durchgeführten Sondagen in der Pfarr- und Klosterkirche von Altomünster. Teil 1: Die Befunde zur Baugeschichte der Vorgängerkirche; in: Amperland 33, 1997, 65–77.
- Mittelstraß, Tilman (1997b): Archäologische Ausgrabungen in St. Alto. Die Ergebnisse der 1995 durchgeführten Sondagen in der Pfarr- und Klosterkirche von Altomünster. Teil 2: Die barocken Gräber; in: Amperland 33, 1997, 149–154.
- Mittelstraß, Tilman: Die archäologischen Ausgrabungen in St. Bartholomäus in Markt Indersdorf. Ein Zwischenbericht; in: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München 21, 1999, 215–240.
- Mittelstraß, Tilman: Zur Archäologie der christlichen Gebetskette; in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 27/28, 1999/2000, 219–261.
- Mittelstraß, Tilman: Taxa: Archäologie im Nest der Sterneneier. Auf den Spuren des barocken Wallfahrtsklosters Maria Stern in Taxa; in: Amperland 36, 2000, 216–229.
- Mittelstraß, Tilman (2003a): Zur Archäologie der christlichen Priesterbestattung; in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 68, 2003, 137–171.
- Mittelstraß, Tilman (2003b): Die ehemalige Friedhofskapelle St. Michael in Schongau – schriftliche Überlieferung und archäologischer Befund; in: Die Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Schongau (Der Welf 7). Schongau 2003, 131–157.
- Mittelstraß, Tilman: Neue archäologische Befunde zur Baugeschichte der Kirche St. Alto. Die Ergebnisse der sanierungsbegleitenden Grabungen 1995 bis 2003 in Altomünster; in: Amperland 40, 2004, 427–434.
- Mittelstraß, Tilman: Das Priestergrab in der Indersdorfer Marktkirche; in: Amperland 42, 2006, 300–308.
- Mittelstraß, Tilman: Die barocken Innenbestattungen in der Filialkirche St. Bartholomäus in Markt Indersdorf; in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 35, 2007 (im Druck).
- Schock-Werner, Barbara: Die Bauten im Fürstbistum Würzburg unter Julius Echter von Mespelbrunn 1573–1617. Struktur, Organisation, Finanzierung und künstlerische Bewertung. Regensburg 2005.

Literatur